



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

an den Giebeln etwas übergreifende Dach ist mit Stroh oder Schindeln gedeckt und im ersteren Falle mit Stangen festgehalten, die über dem First kreuzweise zusammengefügt sind. Den Eintretenden empfängt eine Hausflur mit gestampftem Estrich; vor sich sieht er im Hintergrunde die Hofthür, rechts und links zwei kleine Thüren, die zu zwei Zimmern führen — bei ärmeren Bauern muß eins genügen —, darüber liegt der Bodenraum. Das ist alles für eine zuweilen zahlreiche Familie. In der Ecke des Zimmers ragt der unvermeidliche riesige Ofen, ringsum läuft eine hölzerne Bank. Ist daneben noch ein Bett vorhanden oder ein Tisch und ein paar Schemel, so kann der Bauer für wohlhabend gelten. Doch alles erscheint sauber und reinlich. So bescheidenen Verhältnissen entspricht der Hof, ein mäßig großes Viereck, ringsum eingeschlossen von einer schuppenartigen Bedachung auf starken Holzpfählern, dazwischen ein paar niedrige, geschlossene Ställe für Kleinvieh und Vorrathshäuschen; der Boden ist mit Dünger und Moos hoch bedeckt und kaum gangbar. Selten bemerkt man vor dem Hause ein paar Sträucher oder Blumen, fast niemals einen Baum. Zur Vervollständigung der ganzen Wirtschaft gehört noch der Eiskeller, eine Erdhöhle mit Holzdach, und die Badestube, das Urbild des russischen Dampfbades, ein kleines Blockhaus, in zwei Räume geteilt, der vordere für das Auskleiden, der innere für das kunstlose Schwitzbad: man gießt Wasser auf einen Haufen glühend gemachter Steine, bis die Temperatur hoch genug ist und der Dampf reichlich hervorströmt. (Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Die Entstehung des Lebens. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode.“ So könnte man mit Polonius von dem Buche des pharmazeutischen und physiologischen Chemikers Julius Hensel sagen: Das Leben. Seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Physikalisch erklärt zum praktischen Nutzen für Ackerbau, Forstwirtschaft, Heilkunde und allgemeine Wohlfahrt. (Christiania, Huseberg u. Comp.) Es wäre nicht schwer, dieses Buch äußerst lächerlich zu machen, aber der Unsinn darin ist interessant durch die Folgerichtigkeit bei aller phantastischen Kühnheit des Verfassers. Er will „die Fackel des logischen Denkens benutzen, um das Dunkel des Lebensrätsels in Licht zu verwandeln.“ Vier Thatfachen führt er an, auf welchen er seine Theorie von der fortwährend noch andauernden Urzeugung begründet. Einmal waren ihm Motten in ein mit Glasstöpsel verschlossenes Gefäß mit Saleppulver gekommen, um welches er sich zwei Jahre lang nicht gekümmert hatte; ein andermal zeigten sich Käferlarven an alten, ölig gewordenen menschlichen Knochen, die er in einer Pappschachtel aufbewahrt hatte; ein drittesmal schrieb ihm eine Dame, daß sie lebendige Mehlwürmer in ihrem Brote gefunden habe, die garnicht auf dem sonst gebräuchlichen Wege in das Mehl des Bäckers hineingekommen sein konnten; ein viertesmal endlich, berichtet

ein Förster, daß auf seinem Revier, nachdem es gründlich abgeholzt und umrigohlt war, gewisse Pflanzen (Pfriemen) massenhaft aufkeimten, die früher dort nie gewachsen waren. Von diesen vier Thatsachen geht seine Theorie aus, daß die Urzeugung ununterbrochen weiter fortbestehe, und nichts weiter dazu nötig sei als die chemischen Bestandteile von Pflanzen und Tieren und die Einwirkung von Wärme und Wasser, meist nur von Sonnenschein und Regen. Experimente zur Befestigung der Beweise hält er für gänzlich überflüssig. Aber er setzt dann mit einer unleugbar großen Kenntnis die chemischen Bestandteile und die Gruppierung der Atome in Steinen, Pflanzen und Tieren auseinander. Er bezeugt dabei seine höchste Verehrung vor Berzelius und Liebig, während er alle neuern Theorien von Typen, Wertigkeiten, Kernen, Anionbasen und Substitutionen grundsätzlich zurückweist. Die Art, wie er die Elemente sich gruppieren und mit Hilfe der Erschütterung durch Sonnenwärme und Elektrizität zu organischen Materien zusammentreten läßt, macht den Eindruck einer bedeutenden Gewandtheit und Fertigkeit im Gebrauch chemischer Begriffe, andererseits freilich auch von ungeheurer Kühnheit und schrankenloser Phantasie. Die Sonne ist ihm das Weltenei, in welchem der dunklere Kern als Dotter in einer glühenden Hülle metallischer Dämpfe schäumt, wie im Eiweiß. Im übrigen sind ihm die Eier und die Samen ziemlich überflüssige Nebensache, denn zur Schöpfung organischer Wesen bedarf es nur chemischer Elemente, die unter geeigneten physikalischen Bedingungen zum Zusammenwirken gebracht werden. Kleinere Tiere, namentlich Insekten und Pflanzen, werden nach dem Verfasser heutzutage noch beständig aus verwitterten Feldsteinen, Kalk, Wasser und Kohlenstoff nebst einigen Gasarten neu gebildet; die Schmarotzerpflanzen werden von ihren Nährpflanzen abgefordert, die Insektenlarven erzeugt jeder Baum sich selber unter seiner Rinde. Nur für die Schöpfung größerer Tiere und Menschen sind die chemischen Verhältnisse auf der Erde jetzt nicht mehr so günstig, wie sie früher waren. Als eine kleine Probe seiner schwungvollen Phantasie möge seine Aeußerung über die Menschenschöpfung hier angeführt werden. „Auch die Urzeugung der kaukasischen Menschenrasse mit ihrem Ebenmaß in der ganzen Gestalt war nur möglich unter der Bedingung, daß eine gewaltige Felsenmasse lange Zeit hindurch heiß genug blieb, um einer größern Wassermenge, nämlich dem schwarzen Meere, eine so gleichförmige Brutwärme zu verleihen, wie sie für das Wachstum größerer Geschöpfe unentbehrlich ist. Dabei hat wahrscheinlich der Aufenthalt in dem lauwarmen, an Eiweißsubstanz reichen Fruchtwasser etwas länger als vierzig Wochen gedauert, und das relativ selbständige Wesen fand sicherlich, als es von den Wellen, die der Westwind schuf, an das Land getragen wurde, eine Lufttemperatur und Bodenerzeugnisse vor, die ihm alle Sorgen um Ernährung und Bekleidung fern hielten.“ An einer andern Stelle wird auseinandergesetzt, daß die ersten aus Land gespülten Menschenkinder wahrscheinlich von großen Säugetieren ernährt wurden, und daß der verschiedene Charakter der mannichfaltigen Menschenrassen vielleicht damit zusammenhänge, daß die einen von Wölfen, die andern von Löwen, Bärinnen, Hyänen oder andern Tieren großgezogen worden seien. Die Vertrautheit im Umgange rettete die kleinen Kinder vor dem Gefressenwerden, aber diese dankten ihren Ernährern nicht mit gleicher Münze, sondern erfanden sich bald steinerne Beile und andre Waffen, mit denen sie den Krieg gegen ihre Pflegeeltern eröffneten und somit Streit und Zank in die Welt brachten.

Das Erfreulichste sind die großen Versprechungen des Verfassers, daß er durch allgemeine Verbreitung seiner Prinzipien den Hunger ganz aus der Welt schaffen und die soziale Frage vollständig lösen werde. Eine Zeit wahrhafter Glückselig-

keit und Zufriedenheit soll durch ihn herbeigeführt werden. Es bedarf dazu nur, daß alle gelehrten Schulen und Universitäten, namentlich die medizinischen Fakultäten, abgeschafft werden, und daß Chemie nach seinen Prinzipien der Hauptgegenstand alles Unterrichts werde. Die Menschen müßten dann alle mehr oder weniger Gärtner werden und könnten schon als Kinder erwerbsfähig sein, indem sie selbst auf einem kleinen Stück Land eine Fülle von Nahrungsmitteln erzeugten. Die Feldsteine werden zerglüht, dann mit kaltem Wasser begossen, sodaß sie leicht zerspringen, dann werden sie zerrieben und gepulvert, mit Kreide und Kalkerde vermischt und nachher dem Sonnenschein und Regen preisgegeben. Dann entstehen durch Urzeugung, je nachdem die Mischung gelungen ist, die schönsten Gemüse und bei gesteigerter Anwendung von Wärme und Elektrizität auch Thiere nach Belieben.

Das ganze, in höchster Begeisterung geschriebene Werk, dem noch ein zweiter Band folgen soll, ist durch und durch mit Zitaten aus alten und neuen Dichtern durchsetzt, die der Verfasser häufig für eine bessere wissenschaftliche Autorität zu halten scheint, als die heutigen Naturforscher. Dabei begegnet es ihm freilich auch, daß er Hamlets Wort: Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Lessing in den Mund legt.

Im ganzen ist das Buch ein nicht uninteressantes Beispiel, wie selbst begabte und außerordentlich belesene und gelehrte Jünger der Wissenschaft bei dem edelsten Bestreben doch durch ihre kühne Phantasie zu den fabelhaftesten Hirngespinnsten verlockt werden können, wenn sie keine philosophische Bildung haben, d. h. wenn sie nicht wissen, wie Erfahrung gemacht wird, und welches die Kriterien der Wahrheit sind.

Der Prozeß Günzel und die Geschwornengerichte. Das Drama in fünf Tagen, das die Aufmerksamkeit Berlins auf sich gezogen hat, ist beendet, der Vorhang ist gefallen, das Publikum hat den Schauplatz mit einer gewissen Enttäuschung verlassen. Die Lösung des Konfliktes hat den Erwartungen nicht entsprochen: Freisprechung oder Todesstrafe sollte sie lauten, und nun war der Schluß nur lebenslängliche Freiheitsstrafe. Da muß ein Fehler in der Komposition sein, der den Tadel der Kritik herausfordert.

Es mag Wunder nehmen, daß hier das alte Bild von dem Drama vor Gericht so bis ins einzelne ausgeführt wird; aber so lange unsre Gerichtsverhandlungen vor der dichtgedrängten Masse aufgeführt werden, so lange das Publikum, das sich lange vorher um Eintrittsbillets bemüht, mit Operngläsern bewaffnet die Verhandlungen verfolgt, so lange wie zu den ersten Aufführungen im Theater das sogenannte Tout-Berlin sich zum Schwurgericht drängt, so lange wird sich der Eindruck nicht verwischen, daß im Gerichtssaale nicht der ernste Kampf des Rechtes gegen das Unrecht ausgekritten, sondern nur ein Schauspiel für Neugierige aufgeführt wird. Es ist ein charakteristischer Beitrag zu der bevorstehenden Debatte über die Bestimmungen beim Ausschluß der Öffentlichkeit, wenn man erfährt, daß diese Öffentlichkeit sich zum größten Teile aus Elementen zusammensetzt, welche zweifelsohne nicht dazu berufen sind, „Wächter der öffentlichen Rechtspflege“ zu sein.

Aber nicht die Frage nach der Berechtigung der Öffentlichkeit soll hier erörtert werden, es handelt sich um die Frage: Was lehrt uns der Prozeß Günzel für die Berechtigung der Geschwornengerichte? Sowohl in ihren Ursachen, in ihrem Verlauf, wie in ihrem Ausgang eignet sich gerade diese Verhandlung mehr als die meisten andern zur Beantwortung dieser Frage.

Die Schwierigkeit für die Findung des Urteilspruches lag diesmal nicht in der Feinheit der juristischen Begriffe, welche der Entscheidung zu Grunde zu legen waren, sondern in dem Beweise. Es war die Thatfrage im eigentlichen Sinne, die zur Beantwortung stand. Ein äußerst geschickt zusammengetragener Indizienbeweis lag zur Prüfung vor. Das muß recht eigentlich als das Gebiet der Laiengerichte betrachtet werden, wenn es sich darum handelt, mit „gesundem Menschenverstande“ die Beweiskraft der einzelnen Umstände zu prüfen; hier bedarf es keiner juristischen Weisheit, keiner Kommentare zum Strafgesetzbuch. Hier steht nur das eine in Frage: Ist es dem Beschuldigten bewiesen, die bestimmte Handlung begangen zu haben? Die Frage: Ist Günzel der Mörder? war den Geschwornen für den Gang der ganzen Verhandlung gestellt. Hier lag so recht ein Fall vor, bei welchem die Lobredner des Instituts allen Gegnern klar machen konnten, wie zur Ausübung der Strafrechtspflege der Laie mit seinem „gesundem Menschenverstande“ viel tauglicher sei, als der von Rechtsbegriffen beeinflusste Jurist.

Und wer waren nun diesmal die Laienrichter? Zweifellos höchst einsichtsvolle Männer, die der Verhandlung mit einer Aufmerksamkeit, einem Scharfblick folgten, selbst Fragen und Aufklärungen veranlaßten, sodaß sogar der gewandte Vertreter der Anklage ihre Ueberlegenheit anerkennen mußte. Die Geschwornen haben sich in den fünf Tagen der Verhandlung als so tüchtig und geeignet für die ihnen gestellte Aufgabe gezeigt, daß der begeistertste Verehrer des Schwurgerichts keine bessern Muster für Geschworne sich wünschen könnte.

Die beiden Voraussetzungen für eine mustergiltige Schwurgerichtsverhandlung sind also gegeben: eine rein thatfällige Beweisfrage zur Beurteilung, und Richter, welche erwiesenermaßen allen, auch den höchsten Anforderungen genügen. Dazu kommt ein Vorsitzender, der mit voller Unbefangenheit die Beweisführung leitet, und zwei Vertreter der Anklage und der Verteidigung, welche lediglich die Beweisfrage, jeder von seinem Standpunkte aus, in vollendeter Weise behandeln. Ein Musterfall, wie ihn ein Lehrbuch in usum dolphini nicht klassischer erdenken könnte! Und nun der Wahrspruch? Ein schreiender Widerspruch zu den vorgekommenen Thatfachen.

Die Frage konnte nur lauten: Ist Günzel der Mörder des Kreiß? Dann gab es nur zwei Antworten: Ja oder nein. Nie und nimmer konnte die Antwort lauten: Günzel hat nur einen Totschlag begangen. Das Urteil hat die Rechtskraft noch nicht erlangt, und es soll daher hier weder für noch gegen die Schuld Günzels gesprochen werden. Ob Günzel oder ein anderer der Thäter ist, bleibt für diese Betrachtung gleichgiltig. Hier ist zu prüfen, ob irgend ein Anhalt dafür in der Beweisaufnahme liegt, daß der Thäter die vorsätzliche Tötung nicht mit Ueberlegung ausgeführt habe. Nach dem ganzen Beweismaterial erschien diese Möglichkeit ausgeschlossen. Wer mit einem schweren Instrumente einen zu beraubenden mehrfach auf den Hinterkopf schlägt und ihm dann noch mit einer Schnur den Hals zuschnürt, nachdem er Zeit und Gelegenheit aufs passendste ausgekundschaftet hat, der hat nicht nur den Vorsatz der Tötung, der führt diesen Vorsatz auch mit voller Ueberlegung aus, d. h. der erwägt die Mittel und Wege genau, die ihn an das erwünschte Ziel, den Tod seines Opfers, führen können. Das so vielfach behandelte Unterscheidungsmoment zwischen Mord und Totschlag ist in dem vorliegenden Beispiele ganz klar zum Ausdruck gekommen. Kein Jurist konnte hier zweifeln, und man sollte meinen, auch kein Laie. Aber das punctum saliens ist ein ganz anderes: nicht in dem Thatbestande liegt das Ausschlaggebende für die Geschwornen, sondern in der vom Gesetz festgesetzten Strafe. Auf Mord steht Todesstrafe, auf

Todschatz Freiheitsstrafe; die letztere ist im schlimmsten Falle rückgängig zu machen, die erstere niemals. Der Wahrspruch der Geschwornen bedeutet hier einfach ein Non liquet, er ist zweifellos der Ausdruck einer rückwärtsblickenden Beurteilung. Und hier liegt der Unterschied zwischen dem Laienrichter und dem rechtsgelehrten Richter, oder richtiger zwischen dem Gelegenheits- und dem Berufsrichter. Wer die Gründe für sein Urteil nicht anzugeben braucht und nicht anzugeben gewohnt ist, der macht sich leicht von ihnen los, und hier wird leicht Ursache, was Wirkung sein sollte.

Es liegt in dem Gefagten kein Vorwurf für die Personen, welche in dem Prozeß Günzel geurteilt haben; diese haben ihren Eifer und ihre Tüchtigkeit an sich glänzend dargethan. Der Fall Günzel aber als Musterfall für eine Verhandlung vor Geschwornen hat klar bewiesen, daß der Laien- und Gelegenheitsrichter trotz aller Tüchtigkeit und Einsicht niemals die Anforderungen erfüllen kann, die zur Findung der Wahrheit gestellt werden müssen. Es kann für das Große und Ganze gleichgiltig sein, ob Günzel die That mit dem Leben oder mit lebenslänglichem Freiheitsverlust sühnt; die Gerechtigkeit verlangt aber für den Mörder den Tod, für den Unschuldigen die Freiheit.

Die Jenaer Lutherfestspiele. Mit dem Beginn der diesjährigen Sommerferien für die Gymnasien wird auch in Jena mit der Wiederaufführung des Devrient'schen Lutherfestspiels begonnen werden, für welche zunächst als Spieltage der 3., 5., 7., 9., 10. und 13. Juli in Aussicht genommen sind. Die hohe Bedeutung dieser Aufführungen rechtfertigt es, schon jetzt darauf aufmerksam zu machen. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie in immer weitem Kreise die verdiente Beachtung fänden. Ihre Bedeutung liegt in dem Inhalte der Dichtung. Ist es doch Devrient in bewunderungswürdiger Weise gelungen, die Gestalt Luthers in geschichtlicher Treue und zugleich dramatisch lebendig dem Zuschauer vor die Augen zu führen. Deshalb gerade wirkt diese Dichtung so unwiderstehlich. Luther redet da zu uns mit seinen eignen Worten. Die alten Zeiten, die alten Kämpfer werden vor uns lebendig, die alten Gestalten stehen aus dem Grabe auf mit ihren großen Sorgen und Bestrebungen, in denen wir den Herzschlag des deutschen Geistes fühlen, und durch die wir gestärkt werden zu den Kämpfen, die uns selber obliegen.

Daher beanspruchen die bevorstehenden Aufführungen die Beachtung unsrer Zeit. Sie sind von Wert für die protestantische Welt, und gewiß ist es noch ein besondrer Reiz, der ihnen innewohnt, daß alle Rollen, abgesehen von der Titelrolle und der Rätthe, welche durch Devrient selbst und durch die oldenburgische Hofschauspielerin Fräulein Kuhlmann besetzt sind, durch Jenaer Bürger, Studenten, Beamte, Professoren mit schönem, hingebendem Ernste zur Darstellung gebracht werden. Um der Aufführungen willen ist noch das Theater im letzten Jahre erweitert und bequemer gemacht worden, da früher oft der Raum nicht ausreichte und manche Unbequemlichkeiten in den Kauf genommen werden mußten. Umso mehr ist die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen auch der diesjährigen Spiele berechtigt.

Auch ein Universitätsjubiläum. In wenigen Wochen wird es zweihundert Jahre her sein, daß der Lehrer an der Leipziger Universität Christian Thomas — man nennt ihn wunderlicherweise immer Thomastius, obgleich er sich selbst sein Leben lang auf seinen deutschen Schriften nie anders als Thomas genannt hat! — zum erstenmale durch ein in deutscher Sprache verfaßtes Programm zu einem in deutscher Sprache zu lesenden Colleg einlud. Der Titel des Programms lautete: „Christian Thomas eröffnet der studirenden Jugend zu

Leipzig in einem Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen sollte? ein Collegium über des Gratians Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben.“ An welchem Tage das Programm ans schwarze Bret geheftet worden ist, und an welchem Tage das Colleg begonnen hat, läßt sich natürlich nicht sagen. Genug: es war zu Anfang des Winterhalbjahres 1687, also Ende September oder Anfang Oktober.

Paulsen in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts (Leipzig, 1885) S. 349 giebt zwar — wahrscheinlich nach H. Ludens Lebensbeschreibung des Christian Thomas (Berlin, 1805), wo sich S. 15 dieselbe Angabe findet — das Jahr 1688 an. Das ist aber sicher falsch. Thomas hat seine kleinen deutschen Schriften später in Halle selbst zu einem Bande vereinigt (Halle, 1701. 3. Auflage 1721). In dieser Sammlung bildet das Programm über die Nachahmung der Franzosen das erste Stück. Als Anhang dazu hat er hier „etliche judicia von diesem Discours“ mit abdrucken lassen, die er mit den Worten einleitet: „Dieses ist mein erstes deutsches Programm, so ich in Leipzig Anno 87 verfertigt, auch vielleicht das erste Programm, das in Leipzig in teutscher Sprache an das schwarze Bret geschlagen worden.“ Unter den judicia selbst aber ist ein lateinischer Brief, der das Datum trägt 23. Oktober 1687. Es ist also kein Zweifel, daß das Programm bereits zu Michaeli 1687 am schwarzen Bret gestanden hat und das Colleg im Winterhalbjahr 1687—1688 gelesen worden ist.

Ob es wohl Thomas für möglich gehalten hat, daß noch zwei Jahrhunderte später von dem Pofse, an den er zuerst mit kühner Hand die Scheere setzte, ein trauriges Schwänzchen halbverschämt gehegt und gepflegt werden würde? Ja, noch heute ist der letzte Rest dieses Popses nicht ganz verschwunden. Noch immer fristet das Latein im Reden und Schreiben an unsern Universitäten ein klägliches Dasein, und niemand hat den Mut, dieses letzte traurige Schwänzchen vollends wegzuschneiden. Und ebenso, ja fast noch schlimmer, steht es an unsern Gymnasien. Auch da wird in den obern Klassen ein klägliches Bißchen Lateinparliren, das den Lehrern selber eine Last ist, weil sie es schon längst selber nicht mehr recht können, weitergeschleppt, und dazu nun diese Jammerleistung der Jungen: der sogenannte „freie lateinische Aufsatz!“ Ein wahrer Hohn auf das Wort Freiheit! Denn nie und nirgends ist der Junge unfreier, als wenn er sich hinsetzen und in dem elenden Phrasengestoppel dieses „freien“ lateinischen Aufsatzes seine Gedanken verkümmern lassen muß. Derselbe Junge, der bei der Anfertigung eines deutschen Aufsatzes sich so wohl fühlt wie der Fisch im Wasser und mit Wonne seine zwanzig Quartseiten im allerbesten Deutsch hinschreibt, zappelt wie der Fisch auf dem Sande, wenn er sich mit diesem „freien“ lateinischen Aufsatz herumquälen muß.

Das zweihundertjährige Jubiläum der kühnen That des damaligen Leipziger Privatdozenten könnte nicht schöner gefeiert werden, als wenn die deutschen Unterrichtsministerien den Mut fänden, sich zusammenzuthun und das traurige Schwänzchen dieses Popses aus dem siebzehnten Jahrhundert vollends abzuschneiden. Welcher deutsche Unterrichtsminister macht den Anfang? Denn ein Unterrichtsminister muß es machen; wenn wir auf die „geheimen Schulräte“ warten sollen, sind wir in abermals zweihundert Jahren noch genau auf demselben Flecke wie heute.

Ein hübsches Zeichen deutscher Einigkeit ist in der letzten Zeit dem deutschen Buchhandel zu Teil geworden. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler hatte sich im Januar dieses Jahres abermals an die sächsische, die baierische, die württembergische

und die badische Regierung mit einer Eingabe gewandt und gebeten, daß zur Beseitigung der Nachteile, die dem Buchhandel aus den Abweichungen der amtlichen orthographischen Regelbücher der einzelnen deutschen Bundesstaaten erwachsen, die betreffenden Regierungen sich doch dem in Preußen eingeführten Regelbuche anschließen möchten. Eine ähnliche Eingabe war schon im Jahre 1880 gemacht worden. Auch diesmal wird es in dieser lächerlich unbedeutenden Angelegenheit noch zu keiner Einigkeit kommen. Rückhaltslos zugestimmt hat nur das sächsische Kultusministerium: es hat zugesagt, daß bei dem bevorstehenden Neudrucke des sächsischen Regelbuchs dem Gesuche des Börsenvereins entsprochen werden wird. Die Entscheidung der badischen Regierung steht noch aus. Baiern und Württemberg aber haben sich auch diesmal wieder ablehnend verhalten. Das württembergische Ministerium ist der Ansicht, daß die Abweichungen der württembergischen Schulorthographie von der preußischen „zu unbedeutend erscheinen, um eine ernstliche Belästigung des Buchhandels begründen zu können.“ Das bayerische Ministerium erklärt sich zwar mit der Ansicht des Börsenvereins einverstanden, meint aber, daß „eine einfache Adoption des preußischen Regelbuchs von seiten Baierns nicht der richtige, dem Gang der Sache und dem Verhältnis der verbündeten Staaten entsprechende Weg sei.“

Leider hat das bayerische Ministerium in einem Zusätze, den es zu dieser Entscheidung macht, nur allzurecht. Es bemerkt nämlich, daß „das von dem Einflusse der Regierungen unabhängige Schriftstellertum und insbesondere die Tagespresse bisher noch in so geringem Umfange die neue Orthographie angenommen habe, daß es vor allem Aufgabe der Buchhändler und Verleger sein dürfte, für die größere Verbreitung der neuen Rechtschreibung in ihren Kreisen Propaganda zu machen.“ In der That sind unsre heutigen orthographischen Zustände geradezu ein Kinderspott. Was soll man dazu sagen, wenn in einer großen deutschen Stadt in sämtlichen Schulen nun schon seit zehn Jahren die neue Orthographie gelehrt, aber fast die gesamte Tagespresse dieser Stadt noch heutigen Tages in der alten Orthographie gedruckt wird? Daß also auch die sämtlichen Bekanntmachungen derjenigen Behörde, die in diesen Schulen von Amtswegen über der Durchführung der neuen Orthographie wacht, in der alten Orthographie gedruckt werden? Aber die Lächerlichkeit geht noch weiter. Ein Lehrer dieser Stadt erzählte kürzlich, daß, wenn die Lehrerschaft nicht Anstoß erregen, sondern es allen Leuten recht machen wolle, sie zwar den Schulrat mit dem *t*, aber den Stadtrath mit dem *th* schreiben müsse!

Soviel ist sicher, daß noch mehrere Menschenalter vergehen werden, ehe die neue Orthographie durchgedrungen sein wird. Vorläufig ist ihre Uebung beinahe nichts als ein Privatvergnügen der Schulen. Sobald der Junge aus der Schule heraus ist, muß er seine Orthographie unlernen. In dem Maße, wie die Alten absterben und die Jungen alt werden, wird natürlich die Menge des Umzulernenden geringer werden, aber lange genug wirds noch dauern, bis die Alten wirklich so schreiben, wie die Kinder schreiben lernen.

